

## Die Soester Fehde.

Gerade zu derselben Zeit, also 1445, als auf dieser Seite unserer geschichtlichen Bühne die Flamme einer vieljährigen Fehde endlich erlosch, erhob sich auf der anderen Seite ein neuer Kriegs-Brand zwischen dem Herzog von Klewe und dem Erzbischof von Köln. Der Erzbischof trug den Groll der letzten Fehde noch tief im Herzen, und wie freundlich er sich seither auch gegen den Herzog stellen mochte, so häufte sich dennoch allmählich der Brennstoff zu einem neuen Kampfe, bis endlich die helle Flamme empor schlug. Die nächste Veranlassung dazu gab die Stadt Soest.

Diese Stadt war nach dem Sturze Heinrich des Löwen nebst den meisten übrigen Bestandteilen des Herzogtums Engern und Westfalen, wie wir uns erinnern, der Hoheit des erzbischöflichen Stuhles von Köln untergeben worden. Indessen schützten ausgedehnte Gerechtsame und oft erneute und bestätigte Freibriefe ihre freie Verfassung gegen die allzu herrschsüchtigen Eingriffe der Kirchenfürsten, und durch Handel und Gewerbe blühend, durch die zahlreiche Bevölkerung und den Anschluss an die Hansa mächtig, stand sie, mit ihrem nicht ganz unbeträchtliche Stadtgebiet, den Verhältnissen einer unmittelbaren Reichsstadt ziemlich nahe. Aber Dietrich von Moers, der Erzbischof, schien nicht geneigt, dieses Verhältnis fortbestehen zu lassen. Seine immer wiederkehrende Geldnot, die einestheils in seiner Prachtliebe und verschwenderische Wirtschaft, andern theils in den häufigen Kriegsfehden, worin er sich verwickelt sah, ihren Grund hatte nötigte ihn die Untertanen sowohl des Erzstiftes als des westfälischen Herzogtums mit ungewöhnlichen und hohen Steuern zu belästigen. Kein Stand, kein Alter und Geschlecht war davon befreit, und es ist leicht zu ermessen, wie groß die Ansprüche gewesen waren, welche der geldbedürftige Fürst an den blühenden Wohlstand der Städte machte. Soest empfand vor allem mit tiefem, trotzigem Unwillen den ungewohnten Druck. Laut murrten die Bürger über Verletzung ihrer, vom Kaiser und Reich bestätigten Gerechtsame. Man werde sich einen andern Schutzherrn wählen, wenn der Erzbischof nicht nachließe, die Stadt ungerechter Weise zu beeinträchtigen. Ihre Mauern seien stark, ihre Bürger wacker und mutig genug, und das lästige Joch mit kräftiger Hand zu zerbrechen. --- Aber der Erzbischof verachtete so Vorstellungen als Drohungen. Da wandte sich die Bürgerschaft von Soest 1440 an den Herzog von Klewe. Er sei ein edler und durch rechtliches Walten hoch geachteter Fürst, und seine Macht genüge, um der des Erzbischofs zu widerstehen. Der Herzog möge die Stadt in seinen Schutz nehmen. Sie sei mit Freuden bereit ihm zu huldigen.

Soests mutiges Beispiel blieb nicht ohne Einwirkung auf die übrigen Stände Westfalens. Und der Erzbischof musste sich bequemen, wenn er nicht den Abfall des ganzen Landes herbeiführen wollte, durch eilige Nachgiebigkeit den drohenden Sturm zu beschwören. Auf solche Weise versöhnte er die Missvergnügungen wieder. Nur Soest liess sich nicht gewinnen und verharrte im Widerstand. Da verklagte der Kirchenfürst die trotzig Stadt bei dem Kaiser und Friedrich III. (seit 1439). Er übertrug dem Herzog Bernhard von Sachsen das schiedsrichterliche Amt für diesen Streitfall. Über des Herzogs Entscheidung widersprechen sich die alten Berichterstatter geradezu. Während der eine (*Houseler ad annum 1441*) meldet, der Schiedsspruch habe dahin gelautet, „**die Soester wären ungerechter Weise vom Erzbischof unterdrückt, und nicht gehalten, die verlangten Steuern zu zahlen, auch sei ihr Bündnis mit dem Herzog Adolf von Klewe erlaubt und recht**“. So versichert der andere (*Schaten und nach ihm Teschenmacher*), der Herzog Bernhard habe gänzlich zu Gunsten des Erzbischofs entschieden. Diesen Widerspruch zu lösen sind wir außer Stande, da uns über diesen Gegenstand keine Urkunden vorliegen. Spricht für den Einen das höhere Alter seines Berichts, so hat der andere in sofern die größere Glaubwürdigkeit für sich. Als dass es kaum denkbar ist, dass zu einer Zeit, wo sich in ganz Deutschland der Neid der Fürsten und Ritter gegen die Freiheiten der Städte mächtig regte, ein Fürst gegen den anderen, zu Gunsten einer Stadt entschieden haben sollte. Aber wir können die ganze Sache auf sich beruhen lassen, da des Herzogs Entscheidung, sie mochte lauten wie sie wollte, unter der kraftlosen und kläglichen Reichsregierung Friedrichs III in jedem Falle ohne allen Einfluss bleiben musste. Waren sonst schon die deutschen Stände, wenn sie einmal das Schwert in der Hand hielten, wenig geneigt, den kaiserlichen Rechts-Sprüchen Gehör zu geben. Wie viel weniger zu dieser Zeit, wo die verkörperte Trägheit selbst auf dem Thron saß! --- Genug, die Stadt Soest wiederholte noch dringender ihre Anträge dem Herzog von Klewe, und dieser war keineswegs abgeneigt, ihren Bitten Gehör zu geben. Aber bereits hoch in den Jahren und von jeher geneigt, friedliche Verträge dem blutigen Begegnen der Schwerter vorzuziehen, versuchte Adolf zuvor noch eine Annäherung an den Erzbischof. Wir erinnern uns, dass der Graf Gerhard von Klewe in seinem Kampf gegen seinen Bruder, dem Kirchenfürsten einige Städte und Gebiete verkauft hatte, die den märkisch-klevischen Landen zugehörten. Diese wünschte der Herzog wieder zu haben, und hatte deshalb schon öfters Unterhandlungen angeknüpft, die aber beständig an des Erzbischofs Weigerung scheiterte. Jetzt schien der Augenblick günstig, das lange Gewünschte zu erhalten. Adolf gab zu verstehen, wie er der Soester sich nicht anzunehmen gedenke, wenn der Erzbischof seinem Begehren in Bezug auf den Rückkauf dessen, was jener vom Grafen

Gerhard erworben hatte, willfahren möchte. Aber Dietrich von Moers beharrte nicht nur entschieden auf seiner Weigerung, sondern kränkte den Herzog noch mehr dadurch, dass er bedeutende Schritte tat, um die Vogtei über die Städte Duisburg, Werden und Essen, welche, wie wir gemeldet, seit vielen Jahren ein Eigentum der Grafen von Klewe gewesen, an sich zu bringen. --- Ja, er ging soweit, dem Herzog ganz offen den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Indem er mit Hilfe des Bischofs von Münster, die klewische Burg Broich erstürmte, und dieselbe an Gerhard von Jülich und Berg verkaufte, um sie nur ja nicht wieder in die Gewalt des verhassten Gegners zurück kehren zu sehen. So geschehen im Jahre 1443. Da war Adolfs Geduld erschöpft. Schnell entschieden reichte er der Stadt Soest die Hand und erklärte dem Erzbischof die Fehde.

Doch die Last der Jahre und eine schmerzende Krankheit fesselten den greisen Helden an die Burg seiner Väter. Wie strebsam auch der mutige Geist dem neuen Kampf entgegen blickte. Der sieche Leib konnte das Schlachtross nicht mehr tummeln, der zitternde Arm die schwere Lanze nicht mehr schwingen. Umso williger gab er den Bitten der Bürger von Soest nach, die ihn ersuchten, seinen ältesten Sohn Johann ihnen zuzusenden, damit dieser an ihrer Spitze träte und sie ritterlich verteidigen helfe. Sogleich ging eine Botschaft an den Hof des Herzogs von Burgund, wo der junge Fürst verweilte, um seinen Anstand und ritterliche Sitte zu erlernen. Mit Freuden vernahm Johann, dessen mutiger Geist sich längst nach Taten gesehnt hat, die willkommene Kunde. Und in zierlicher Pracht, wie sie am burgundischen Hofe gebräuchlich war, trat er den Rückweg nach Klewe an. In Samt, Seide und Gold gekleidet, zog er mit seinem ritterlichen Gefolge daher. Und schon von Ferne vernahm man das Klirren der Glöcklein und Schellen, womit das prangende Pferdegeschirr reichlich versehen war. --- Als der greise Herzog, der nie von der einfachen Sitte der Väter abgewichen war und Pracht und Putz sein ganzes Leben über standhaft verachtet hatte, in seiner Hofburg dieses Klingeln und Klirren von ferne vernahm, rief er halb wehmütig halb herzlich lächelnd, in einer niederdeutschen Mundart: „**da kommt Johannecken mit den Bellen (Schellen)!**“ --- Aber mochte der junge Fürst sich auch vom Glanz fremder Sitten ein wenig haben blenden lassen: --- er brachte unter der fremden Kleidung doch ein biederes, deutsches Herz mit, das in allen Stücken der Väter sich würdig zeigte.

Nur wenige Tage verweilte er daheim, um mit seinem greisen Vater das Nötige zu verabreden, und die erforderlichen Rüstungen zu bewerkstelligen. Dann liess er das klewische Banner entfalten, und zog an der Spitze eines nicht unbeträchtlichen Heerhaufens gen Soest. Schon auf diesem Zug erfuhr der Erzbischof, mit welchem raschen Gegner er zu tun habe. Denn Johann bemächtigte sich im Fluge der Stadt Xanten, deren Besitz damals noch zwischen Klewe und dem Erzstift Köln geteilt war. Die erzbischöfliche Hälfte ging jetzt an Klewe verloren. Nach diesem wohl gelungenen Abenteuer hielt der junge Fürst, am Freitag nach Veit 1444 seinen Einzug in Soest. Mit herzlichster Freude begrüßten die Bürger ihren selbst erkorenen Schutzherrn und führten ihn zum Rathaus. Wo Johann mit Eid und Fürstenwort für sich und seine Nachkommen, die Gerechtsame und Freiheiten der Stadt aufrecht zu halten und zu ehren verhiess. Dann ging der Zug nach der Kirche des heiligen Patrokus, wo die Bürgerschaft den Schwur der Huldigung leisten wollte. Aber Albrecht Milichusius, der Stadtpfarrer, war ein eifriger Anhänger des Erzbischofs und hatte die Kirche verschließen lassen. Da machte sich der Unwille des Volkes durch heftige Drohungen Platz. „**Die Kirchentüren seien leicht erbrochen, aber der falsche Pfaff solle seine Widerspenstigkeit schwer büßen.**“ Solche Worte schüchterten den Pfarrer ein und er lieferte die Schlüssel aus. Ohne Störung ward jetzt die Huldigung vollzogen, und ein festliches Mahl war auf dem Rathaus angerichtet, den jungen Fürsten gebührend aufzunehmen. Auch verehrte ihm die Bürgerschaft einen seidenen Beutel mit hundert Mark Soestrisch nebst zwei Fuder Wein.

Der Erzbischof, längst auf solche Vorgänge gefasst, griff sofort zum Schwert, um die Soester ihres Abfalles wegen samt ihrem neuen Schutzherrn zu züchtigen. Eine Menge von geistlichen und weltlichen Fürsten standen auf seiner Seite. Und wenn auch nur wenige von diesen ihm wirklich Hilfsmannschaft zusandten, so schienen sie ihm doch einen mächtigen Stützpunkt zu gewähren, und durch ihr Ansehen und ihr zukünftiges Einschreiten von großem Nutzen werden zu können. Unter seinen Bundesfreunden nennt man die Bischöfe von Münster, Hildesheim und Minden, den Kurfürsten Ludwig von Pfalz-Bayern (*Schon aus dem Umstand, dass der Kurfürst auf des Erzbischofs Seite trat, ließe sich ziemlich unzweifelhaft der Schluss ziehen, dass sein schiedsrichterliches Wort nicht zu Gunsten der Stadt Soest ausgefallen sein könne*), den Herzog Wilhelm von Sachsen, den Herzog von Braunschweig, die Grafen von Nassau, von Sain, von Solms, Hanau und Rietberg, nebst vielen andern edlen Herren. Auch der Kurfürst Friedrich II von Brandenburg soll ihm seinen Beistand zugesagt haben. Und neben allen diesen fürstlichen Bundesgenossen wird auch die Stadt Dortmund genannt. --- Bei weitem nicht so zahlreich und glänzend war der Beistand, dessen Klewe sich erfreuen durfte. Nur der Herzog Philipp von Burgund, der Bischof Rudolf von Utrecht und die Grafen von Lippe neben einigen ehrenhaften und tapferen,

aber wenig mächtigen Rittern, unter denen die Herren Elbert und Johann von Alpen, die Herren von Steck, Goswin Kessler und Johann von Schönborn unter anderen genannt werden, erhoben ihren Schild für den Herzog Adolf. Indessen nahmen, bis auf den Bischof von Utrecht, alle diese tätigen Anteil an der Fehde und überwogen dadurch den nur verheißenen, aber nicht geleisteten Beistand der Gegenpartei.

Es dürfte schwerlich der Mühe wert sein, der fünfjährigen Fehde Schritt vor Schritt zu folgen und von jedem Streifzug, von jeder niedergebrannten Stadt, von jeder eroberten Burg genaue Kunde zu geben. Es ist die alte, uns längst bis zum Überdruß bekannte Kriegsweise, die sich abmüdet, dem Feind durch Plünderung und Brand Schaden zuzufügen. Und den erlittenen Schaden in gleicher Weise zu rächen, die uns hier wieder begegnet. Des Erzbischofs Zorn ging sogar soweit, klewische Gefangene hinrichten zu lassen. Und Johann liess sich hinreißen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Das Glück der Waffen war meist auf klewischer Seite, zumal wenn man sich auf freiem Felde begegnet. Und Johann, der mutige junge Fürst, leitete die Verteidigung seiner Schutz befohlenen Stadt mit soviel Umsicht und Besonnenheit, dass sich das blutige Kampfgetümmel nur selten auf ihrem Gebiet vernehmen liess. Während die Lande des Erzstifts am öftesten davon widerhallten. Der Kirchenfürst und sein Domkapitel bedrohten den freudigen Helden und seinen alten Vater umsonst mit dem Bann. Die Bedrohten ließen sich umso weniger irre machen, als die Baseler Kirchenversammlung durch die Entsetzung des Papstes Eugenius den Vierten und die Gegenwahl Felix des Fünften im Jahre 1439 eine neue Kirchenspaltung erregt hatten. Eugenius wusste sich trotz der Menge seiner Gegner in Macht und Ansehen zu erhalten. Und da der Erzbischof Dietrich von Köln sich der Kirchen-Versammlung und dem Gegenpapst Felix ergebener zeigte, als ihm, so durfte der Herzog von Klewe in seinem Streit mit Sicherheit auf den Schutz des heiligen Vaters zählen. Er erhob deshalb auch Klage bei Eugenius gegen den Erzhirten von Köln. Und der längst grollende Papst ergriff mit Freuden die Gelegenheit, um den Erzbischof seiner Würde zu entsetzen und den erledigten Sitz dem zweiten Sohn des alten Herzogs, Adolf nach dem Vater genannt, anzutragen. Wenn nun auch der Herzog vorsichtig und weise genug war, diese gefährliche Ehre, ob auch nicht geradehin abzulehnen, so doch ebenso wenig entschieden anzunehmen. So war ihm doch der offenbare Beistand des Papstes in seiner Fehde von großem Nutzen, und führte auch für seine Lande ein zuvor nicht gehofftes günstiges Ergebnis herbei. Denn als Adolf zögerte, die angetragene Würde für seinen Sohn anzunehmen, so suchte der Papst den Erzbischof von Köln wenigstens empfindlich dadurch zu kränken, dass er die gesamten klewischen Lande der bischöflichen Gewalt und Gerichtsbarkeit des kölnischen Stuhls entthob. Und ihnen Befugnis erteilte, einen eigenen Landes-Bischof zu haben, der den Titel eines Bischofs von Kork zu führen, ein Suffragan des Utrechter Stuhles sein, und zu Kalkar seinen Sitz haben sollte. Dieses geschah im Jahre 1445. Ob der Herzog von dieser Befugnis Gebrauch gemacht hat, ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln. Wohl aber scheint er die Befreiung von der geistlichen Oberhoheit Kölns festgehalten und zum Heil des Kirchenwesens in seinem Lande mit Weisheit benutzt zu haben. Wenigstens wird von ihm berichtet, dass er die Geistlichen seines Gebietes in Bezug ihres Dienstehommens und ihrer Dienst-Leistungen, möglichst gleichzustellen gesucht, auch einige neue Pfarreien eingerichtet habe. Die freiere Stellung, die ihm der Papst gegen die Kirche angewiesen hat, legte dem Volke zu seiner Zeit das Sprüchlein in den Mund: „Der Herzog zu Klewe ist Papst in seinem Lande.“

Als nun der Erzbischof erkannte, wie stumpf sowohl seine weltlichen als seine geistlichen Waffen wären, um den begonnenen Kampf mit Erfolg durchzuführen, so soll er zu einer abenteuerlichen List seine Zuflucht genommen haben, die Stadt Soest zu verderben. Er liess --- so erzählt die Sage --- eine Menge Katzen aufgreifen, ihnen Feuerbrände an die Schwänze binden, und sie durch einige Spalten und Ritzen des Soester Stadtores zur Nachtzeit in die Stadt treiben und zwar gerade an demjenigen Stadtteil, wo die Scheunen standen, die eben mit dem Segen der Felder belastet waren. Er hoffte die wilden, geängstigten Tiere sollten den Brand dorthin tragen, und die Bürgerschaft ihrer Vorräte berauben. Aber die Wachsamkeit der Bürger verhinderte durch kräftige Mittel das drohende Unheil, und dem geistlichen Herrn erwuchs aus seinem listig ersonnenen Plan nichts als Spott und Schande (*Nach Teschenmacher: Ob nicht vielleicht eine Art von Pech-Kränzen oder dergleichen in der Kriegssprache jener Zeit Katzen heißen mochten, und der Ursprung des Märchens auf diese Weise zu erklären sein dürfte?*). Ein fast allzu kindisch ersonnenes Märchen!

In solcher Weise zog sich der Kampf unter wechselseitigen Verheerungen, zum Unheil der beiderseitigen Untertanen, schon in das vierte Jahr. Sowohl im Jahr 1445 die Hansestädte, als der Herzog Philipp von Burgund 1446 waren wohlmeinend als Friedensvermittler aufgetreten. Doch alle Bemühungen scheiterten an der Unbeugsamkeit des hartnäckigen Erzbischofs. Soest müsse unter seinen Gehorsam zurück kehren. Unter keiner anderen Bedingung werde er das Schwert aus der Hand legen. Bei diesem Bescheid blieb er, und selbst die häufigen und bedeutenden Verluste, die er durch das tapfere Schwert Johanns von Klewe erlitt, konnte seinen Sinn nicht beugen. Was ihn jetzt

aber so kühn und unbeweglich machte, war die sichere Aussicht auf eine neue Hilfe. Von der er allerdings eine schnelle und entschiedene Wendung des Kriegsglücks zu seinem Vorteil mit vieler Wahrscheinlichkeit erwarten durfte. Der Herzog Wilhelm von Sachsen verhiess ihm nämlich eine Schar von zwanzigtausend Böhmen, die ihm bisher gegen seinen Bruder, den Kurfürsten Friedrich den Sanftmütigen, Beistand geleistet hatten. Die Böhmen fochten für Sold, und es war ihrer kriegerischen Lust an Abenteuern gleichviel, wohin sie ihre Waffen wandten. Sie wurden bald mit dem Erzbischof einig und von einem Grafen von Sternberg geführt, eilten sie dem Rheinland zu. Der Schrecken ihres gefürchteten Namens ging vor ihren Fahnen her, und mancher Bundesfreund wandte sich scheu von Klewe zurück, als die Kunde kam, der gefürchtete Feind ziehe heran. Ja, er stehe bereits an der Weser. Die Grafen von Lippe aber, obwohl sie die ersten Schläge des herauf ziehenden Gewitters zu befürchten hatten, blieben fest auf klewischer Seite stehen, und versuchten es, den Böhmen den Übergang über die Weser zu versperren. Aber die kampfgewöhnten Scharen warfen den schwachen Widerstand mit leichter Mühe nieder und überfluteten verheerend und plündernd die Grafschaft Lippe. Blumberg sank vor ihnen in blutige Trümmer, Lemgo ward erobert, Detmold zerstört, sogar Herford gebrandschatzt. Und nur Lippstadt und die festen Burgen Steineberg und Falkenburg widerstanden dem eisernen Strom. Allerdings waren solche Nachrichten furchterregend, und der Erzbischof sah schon im Geiste mit hämischer Freude die Stadt Soest gedemütigt und streng gezüchtigt, und den Herzog von Klewe um Frieden und Schonung bittend. Aber diese Freude sollte ihm nicht werden. Schon vor Lippstadts Mauern erfuhr das böhmische Heer, dass es nicht unwiderstehlich sei. Die wackeren Lippstädter verteidigten sich dreizehn Tage lang mit so vieler Tapferkeit und Klugheit gegen die wilden Stürme des unendlich überlegenen Feindes, dass dieser endlich ermüdete und mit bedeutenden Verlusten davon zog. Der Erzbischof mit seinen Kriegs-Männern hatte vor Lippstadt mitgefochten, und dieses verunglückte Vorspiel mochte seine allzu gewissen Hoffnungen allerdings schon erschüttert haben. Der Mut der Soester aber war unendlich gewachsen und die geschickte Weise, mit welcher ihr fürstlicher Schutzherr, Johann von Klewe, achthundert seiner Reiter in die Tore des hart bedrängten Lippstadts geworfen, und die Alles beachtende Umsicht, womit er jetzt die Vorkehrungen zur Verteidigung von Soest traf, hatten das Vertrauen der Bürger zu dem jungen Helden dermassen gesteigert, dass sie sich vollkommen gesichert dünkten, als er sich selbst in ihre Mitte begab, um die Gefahr der Belagerung mit ihnen zu teilen.

Es war um Maria Heimsuchung des Jahres 1447 als das ängstlich flüchtende Landvolk des Soester Gebietes, der Stadt die Nähe des furchtbaren Feindes verkündete. Und bald konnte man von den Mauern herab das erzbischöfliche Banner und die Fähnlein der Böhmen klar und deutlich unterscheiden. Mit kriegserfahrenem Blick benutzte der Feind sogleich ein verlassenes Kloster vor der Stadt, um sich darin zu befestigen und sein Geschütz aufzustellen. Mit furchtbarem Ernst begann die Belagerung. Wurfgeschosse aller Art schleuderten schwere Steine gegen die dröhnenden Mauern und Feuerpfeile flogen zischend in die Stadt. Aber die Kriegskunde des fürstlichen Verteidigers vereitelte alle solche Anstrengungen. Die Mauern durch Wollsäcke geschützt wankten nicht, und die Dächer mit nasser Leinwand überdeckt, wehrten den Brandpfeilen. Dazu donnerten die Feuerbüchsen von den Mauern und Türmen der Stadt, wohl gezielt ihre Ladung in das Lager der Feinde. Und vor allem krachte es Verderben speiend von dem sogenannten Bodenturm herab, wo der junge Herzog von Klewe selbst die Verteidigung leitete. --- Schon dauerte die Belagerung stark in die dritte Woche. Rings war die Umgegend ausgezehrt und dem zahlreichen Heere der Feinde fing an, allgemach das Notwendigste zu fehlen. Die Krieger murrten, weil der Erzbischof ihnen nicht nur den bedungenen Sold schuldig blieb, sondern weil es ihnen sogar an Brot fehlte. Eine Hauptanstrengung musste zum Ziel führen, wenn man nicht mit noch größerer Schande von Soest abziehen sollte, als früher von Lippstadt. Das stellte der Erzbischof dem böhmischen Heerführer vor, und so ward ein allgemeiner Sturm auf die Stadt beschlossen. Kaum war im Lager das Vorhaben bekannt, als man mit Eifer ans Werk ging, um Alles herbei zu schaffen und zuzubereiten, was zu dem furchtbaren Blutwerk erforderlich ist, dem man entgegen sah. Eine große Menge hoher und breiter Leitern ward gezimmert, womit man die Mauern zu ersteigen gedachte und die so geräumig waren, dass vier Krieger neben einander die starken Sprossen emporsteigen konnten. Sturmböcke, Mauerbrecher, Petarden (*Explosivwaffe zum Sprengen der Tore*) --- Alles ward in Stand gesetzt und den Belagerten konnte es keinen Augenblick zweifelhaft sein, dass diese furchtbar bedrohlichen Anstalten auf einen nahen Hauptsturm hindeuteten, und nicht untätig erwarteten sie den Ausbruch des rings um sie emporziehenden Unwetters. Herzog Johann gebot die Pflastersteine von den Straßen aufzunehmen und sie auf die Mauern zu schaffen, damit es nicht an Steinen fehle, die man auf die Stürmenden nieder schleudern könne. Alles war in Bewegung und Tätigkeit um die heimatlichen Mauern zu schützen. Knaben übten sich den schweren Bogen zu spannen, und Greise versuchten noch einmal den zitternden Arm an der Waffen Last. Selbst die Weiber wollten nicht untätig bleiben und halfen Pech-Kränze flechten, und nach des Herzogs Vorschrift ungelöschten Kalk auf die Mauern tragen. Sie brachten Kessel, Mehl und Wasser herbei, um auf den stürmenden Feind siedenden Brei und

brennenden Kalk hinab zu gießen.

Es war am Morgen der Apostel Teilung (15ten des Sommermonats) als der Feind den Sturm begann. Von dem Kloster her, dessen er sich bemächtigt hatte, donnerten die Feuergeschosse gegen die Stadt und zugleich schritt der Feind, in fest geordneten Gliedern, mit allen Sturmgerätschaften versehen, gegen die Stadt heran. Vier Heerhaufen nahten sich mit Sturmböcken und Petarden den vier Toren. Zwei andere eilten mit Sturmleitern, von zwei entgegen gesetzten Enden, den Mauern zu. Da klang in der Stadt die Lärmglocke und rief die Bürger zu den Waffen. Kugeln, Bolzen, Pfeile, Steine flogen dem andringenden Feinde entgegen. Aber die Böhmen ließen sich nicht schrecken, und des Erzbischofs Mannen folgten ihrem tapferen Beispiel. Oft erprobter kriegerischer Mut und die lockende Aussicht auf reiche Beute, die man mit Recht in der blühenden Stadt erwartete, machten die Krieger gefühllos für Gefahr, Wunden und Tod. Und schon lehnten sie die gewaltigen Leitern an die Mauer, schon stiegen sie sicheren Schrittes hinan. Da verdoppelten die Städter ihre Anstrengungen. Zischend ergoss sich der brennende Kalk, das siedende Wasser und der glühende Brei über die Leiber der Empor klimmenden. Mächtige Steine rollten auf ihre Häupter nieder und die Glut der geschleuderten Pech-Kränze setzten Waffen und Leitern in Flammen. Da wankte auch die kühnste Tapferkeit. Es war unmöglich die Mauern zu ersteigen und verbrannt, zerschmettert und durchgebohrt stürzten die Feinde von ihren Leitern nieder. Doch ihm Mut war noch nicht gebrochen. Nach kurzer Rast erneuerten sie den Sturm --- aber nur zu ihrem eigenen Verderben. Im grauenvollen Gewühl lagen Hunderte von verstümmelten Leichen an der Blut bespritzten Mauer, und herzerreißend tönte das Schmerzgeheul der Verwundeten. Die Soester aber, gestärkt und erhoben durch den glücklichen Erfolg ihrer Anstrengung, übersäten die Reihen des Feindes mit Wurfgeschossen aller Art, die wohl gezielt, Tod und Verderben verbreiteten. Da wich den Angreifern Mut und Kraft. Fliehend verließen sie die verderblichen Mauern der tapferen Stadt und suchten Schutz in ihrem Lager.

Der Erzbischof in seinen Erwartungen schmachlich betrogen, wollte das Spiel noch immer nicht verloren geben. Ein abgeschlagener Sturm gehöre zu den Wechselfällen des Krieges. Es sei unmännlich, darum die Belagerung aufzugeben. In den nächsten Tagen könne das Glück günstiger sein. Und sollten die Böhmen ihr Blut nicht umsonst verspritzt haben, so müssten sie noch einmal das Leben einsetzen, um in den reichen Schätzen der bezwungenen Stadt den Lohn für ihre Tapferkeit zu finden. --- Durch solche Vorstellungen ward das Heer zu neuen Anstrengungen geneigt gemacht. Aber kein Tag war glücklicher, als der des ersten Sturmes. Soest blieb unbezwungen, und alle Stürme brachen sich im Heldenmut des Herzogs Johann und der wackeren Bürgerschaft. --- Da sah der Erzbischof endlich ein, dass seine Mühe verloren sei. Mangel und Murren wuchsen täglich im Heere, und der geistliche Herr mochte fürchten, dass die aufgebrachten Böhmen sich endlich wohl gar seiner Person bemächtigen und seine Freiheit zum Pfand für seine Versprechungen machen dürften. Überdies war die Gefahr des Todes in schreckender Nähe an seinem eigenen Haupt vorüber gegangen. Seinen goldenen Helm, ein Ehrengeschenk des Königs von Frankreich, hatten die Soester Schützen in jedem Gefecht zum Ziele sich auserwählt. Und drei Pfeile, von denen der Helm bereits durchbohrt war, gaben Zeugnis von der Schützen wohl geübten Hand. --- Genug, der Kirchenfürst erteilte seinen Mannen heimlich Befehl zum Aufbruch und verließ plötzlich das Lager zum nicht geringen Erstaunen seiner böhmischen Bundesfreunde. --- Ob und wie er sich mit diesen abgefunden hat, wissen wir nicht. Nur soviel ist unzweifelhaft, dass die Böhmen, als sie sich vom Erzbischof verlassen sahen, augenblicklich mit der belagerten Stadt in friedliche Unterhandlung traten. Vielleicht verstanden sich die Soester zu einigen Geldopfern, um des lästigen und immer noch gefährlichen Feindes los zu werden. Vielleicht auch begnügten sich die Böhmen, die schon viele Tage lang an den notwendigsten Bedürfnissen Mangel litten, mit Lebensmittel, die ihnen bereitwillig von der Stadt dargereicht wurden, und um die sie ausdrücklich gebeten hatten. Genug, es kam zwischen ihnen und dem Herzog Johann ein friedlicher Vergleich zu Stande, wonach dem Feinde gestattet ward, durch die klevisch-märkischen Lande ungehindert seinen Rückzug nach der Heimat zu nehmen.

Man erzählt, dieser Vergleich sei hauptsächlich durch die Vermittlung eines klevischen Hauptmannes, Goswin von Schwanenburg, bewerkstelligt worden. Dieser Ritter, von Geburt ein Böhme, habe früher im Dienst des Herzogs Gerhard von Jülich gestanden, dort aber die furchtbarste Beschimpfung seiner Ehre erlitten. Indem man ihm nicht nur ins Angesicht sagte, er sei kein Edelmann, sondern der Sohn eines Schusters, sondern auch seinen Helm und seine Waffen mit Kot bewarf. Tief erbittert über solche Schmach, für welche der Landesfürst ihm die geforderte Genugtuung verweigerte, habe er hierauf sein tapferes Schwert dem Herzog von Klewe angetragen, der ihn mit Ehren in seinen Dienst genommen hatte. Solches Vertrauen sei von Schwanenburg durch die treueste Pflichterfüllung und zumal bei der Verteidigung von Soest, durch ausgezeichnete Tapferkeit und umsichtige Ratschläge vergolten worden. Diesem nun hätten die Böhmen, als ihrem

Landsmann, willig vertraut und so sei ihm die Vermittlung eines friedlichen Vergleiches leicht gelungen. Doch der Groll über den bitteren Schimpf, den er in Jülich erfahren hatte, brannte noch ungemindert in seinem Herzen fort, und er klagte seinen Landsleuten was er erlitten hatte. Da hätten diese geschworen, ihn an dem Herzog von Jülich furchtbar zu rächen. Bevor sie aber ihre Fahnen zum Rückzug entfalteten, begehrten sie, den Herzog von Klewe zu sehen, den tapferen Helden, der ihnen sonst so furchtbaren und glücklichen Waffen so erfolgreichen Widerstand geleitet hat. Und Johann erfüllte den ehrenden Wunsch des versöhnten Feindes. Von zweitausend Rittern begleitet, erschien er im böhmischen Lager. Seine schöne, hoch und kräftige Gestalt und sein ritterlicher Anstand vermehrten noch die Bewunderung, welche die Böhmen für den jungen Fürsten empfanden, und alle überhäufeten ihn mit Lob und Ehrenbezeugungen.

Jetzt zogen die Böhmen von dannen. Aber sie vergaßen ihres Rache-Gelübdes nicht, und das sie dem Herzog von Jülich auf keine andere Weise zu schaden wussten, so schütteten sie die volle Schale ihres rohen Grimms über die unglückliche Grafschaft Ravensberg aus. Keine Art von Frevel und Grausamkeit blieb ungeübt von diesen wilden Kriegern. Und weder das Heiligtum wehrte ihre Raubsucht, noch die flehende Bitte ihrer tierischen Begier, noch der ängstliche Wehruf ihrer Mordlust. Noch lange blutete die Grafschaft Ravensberg an den Wunden, die dieser feindliche Besuch ihr geschlagen hatte.

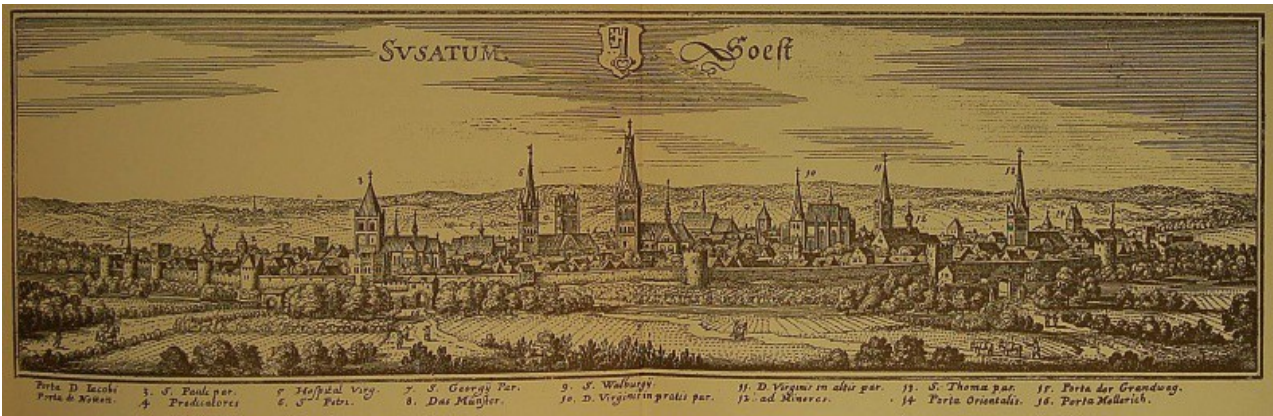
Und allen diesen Jammer hatte ursprünglich die ungerechte Habsucht eines geistlichen Fürsten, eines Oberhirten der Kirche herauf beschworen!!! Und dennoch war sein stolzes Herz, das nach Rache gegen Soest dürstete, und den Abfall der reichen Stadt in keiner Weise verschmerzen konnte, noch immer nicht geneigt, sich in das Unabänderliche zu fügen. Wie wenig ihn bisher auch das Glück begünstigt hatte: er konnte und wollte die Hoffnung nicht aufgeben, endlich doch noch als Sieger aus dem langen Kampfe zu gehen. Daher blieb auch ein neuer Versuch zur friedlichen Vermittlung gänzlich fruchtlos, und die Fehde dauerte ununterbrochen fort. Abermalige Streifzüge von dieser und jener Seite, hier versuchte Überfälle, dort wachsame Verteidigung, zerstörte Saat-Felder, geplünderte und nieder gebrannte Dörfer und nirgends ein entscheidender Schlag. So schleppte sich die langwierige Fehde bis gegen das Ende des Jahres 1448. Da gelang es endlich dem Herzog Philipp von Burgund unter dem Beistand des Kardinals Johann von Sankt Angeli, der vom Papst Nikolaus dem Fünften nach Deutschland gesandt war, um das gnadenreiche Jubeljahr zu verkündigen, einen Waffenstillstand zu vermitteln, der vom Martinstage 1448 bis zu Ostern 1449 dauern sollte. Während dessen arbeitete der Kardinal mit vieler Einsicht und gutem Willen an einem bleibenden Frieden. Zuerst ward der Waffenstillstand verlängert, und dann beide kriegsführenden Teile zur endlichen Ausgleichung ihres Streites nach Maastrich beschieden.

Der Erzbischof war erschöpft, seine Lande verheert, seine Städte und Schlösser verpfändet, um die Söldner zu befriedigen. Das Domkapitel und die Untertanen seufzten nach Frieden, und der geistliche Herr selbst wünschte jetzt nichts weiter, als ehrenvoll vom Kampfplatz abtreten zu können. Dennoch wollte er in die Abtretung der Stadt Soest und der Hälfte von Xanten noch immer nicht einwilligen. Mit leichter Mühe hatte man sich über alle anderen Punkte verglichen. Nur dieser Hauptpunkt, der Keim und die Ursache des ganzen Krieges, schien in keiner Weise zu beseitigen. Da tat der Kardinal den weisen Vorschlag, dem heiligen Vater die Entscheidung über Soest anzuvertrauen und sich nur vorläufig darüber zu vereinigen, dass die Stadt für ewige Zeiten dem Teil angehören solle, dem der Papst sie zusprechen würde. Gegen diesen Vorschlag war nichts einzuwenden, da Nikolaus bisher noch für keinen der beiden feindlichen Fürsten Partei genommen hatte, und beide stimmten ein. So hatte der Kardinal die Freude, die lang gewünschte Versöhnung endlich zu Stande zu bringen, und eine Fehde zu beendigen, die fünf Jahre hindurch unsägliches Unheil gestiftet hatte. Es war am siebenundzwanzigsten des Wandelmonds 1449 als der Erzbischof und der Herzog von Klewe den Friedensvertrag zu Maastrich unterzeichneten und sich dann mit Tränen in den Augen umarmten.

Der Papst Nikolaus aber liess nicht lange auf seine Entscheidung warten, Er sprach die Stadt Soest für ewige Zeiten dem Hause Klewe zu. Dagegen wurde der Erzbischof durch den Zoll zu Kaiserswerth und durch die Schlösser Bielstein und Fredeburg, die er mit dem Schwert erobert hatte, entschädigt.

Auf solche Weise war Soest gewonnen worden, und wenn dieser Gewinn auch mit manchem blutigen und schweren Opfer von klewischer Seite erkaufte war, so durfte doch der Besitz einer blühenden und reichen Stadt immer als ein großer Gewinn betrachtet werden. Schwerlich würde der Erzbischof so große Anstrengungen zu ihrem Wiedererwerb gemacht haben, wenn ihre Reichtümer ihm nicht vollen Ersatz für alle Kosten verheißen hätten. Die Kosten welche Klewe darauf verwendet hatte die Stadt zu behalten, beliefen sich auf mehr als 230'000 Gulden. Und die Nachweisung

derselben füllte siebenhundert und fünfzig Bogen an, die dem Kardinal zur Durchsicht überreicht wurden. Die Unkosten des Erzbischofs aber waren so ungeheuer, dass er sogar die Berechnung scheute.



Soest 1581

(Bildquelle: Wikipedia)